

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Magden, Perihan
Wovor wir fliehen

Roman

Aus dem Türkischen von Johannes Neuner

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4148
978-3-518-46148-8

suhrkamp nova

Perihan Mağden
Wovor wir fliehen

Roman

Aus dem Türkischen von
Johannes Neuner



Suhrkamp

Titel der türkischen Originalausgabe:
Biz kimden kaçıyorduk Anne?
© Perihan Mağden 2007

Die Übersetzung wurde gefördert vom
Türkischen Ministerium für Kultur.

Die Zitate aus
Felix Salten, *Bambi. Eine Lebensgeschichte aus dem Walde*
sind der Ausgabe im Fischer Taschenbuch Verlag (2003) entnommen.

Umschlagfoto: David Zimmerman

suhrkamp taschenbuch 4148

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46148-8

Wovor wir fliehen

Für Tülay Tuna:
Alle Bücher immer dir.

»Most writers, probably the writers who are most in tune
with our time, write about places that have no texture
because this is where most of us live.«

Alice Munro



BAMBI

Jahre ist es her, dass meine Mutter mir zuletzt daraus vorgelesen hat.

Ich habe es nicht vergessen. Ich werde es nie vergessen.

Immer werde ich sie in der Stimme meiner Mutter im Ohr haben.

Die Zeilen aus *Bambi*. Bis in alle Ewigkeit.

In der rauchigen Stimme meiner Mutter. In ihrer Stimme,
die der keines anderen Menschen gleicht.



Nichts an meiner Mutter gleicht schließlich anderen Menschen. Allerdings kann ich auch nicht behaupten, die anderen zu kennen.

»Die anderen sind nur Bilder, die vor unseren Augen an uns vorüberziehen. Wir brauchen uns dabei an keinerlei Einzelheiten zu erinnern. Wir werden es auch nicht tun«, sagt meine Mutter.

Wir werden uns nur an das erinnern, was wir zusammen erlebt haben, Mama. An all die schönen Dinge. An die Nächte, in denen du mir aus *Bambi* vorgelesen hast.

In einem Hotel haben wir uns in unserem Doppelbett die Kissen in den Rücken geschoben und uns zugedeckt. Wir sitzen im Schein der Nachttischlampen. Du liest mir aus *Bambi* vor. *Bambi* ist nicht irgendein Buch. Es ist wichtig für uns.

»Es ist gespickt mit Zeichen«, sagt meine Mutter über *Bambi*. »Ein Zeichenfeuerwerk.«

In *Bambi* gibt es zwei wichtige Personen. Besser gesagt zwei Lebewesen: Bambi und seine Mutter.

Meine Mutter ist sehr wütend auf Bambis Mutter. Wenn wir Bambis Mutter kennenlernten, wenn wir ihr in einem der Hotels begegneten, dann würde sie ihr womöglich eine Tracht Prügel verpassen. Ihr eine Lektion erteilen. So sauer ist sie auf Bambis Mutter.

»Wenn Bambis Mutter nicht so dumm und so unvorsichtig gewesen wäre, dann wäre Bambi nicht allein im Wald zurückgeblieben. Wenn du Bambis Mutter bist, musst du am Leben bleiben. Du darfst Bambi nicht allein lassen.«

Ich verstehe, was meine Mutter damit sagen will.

Meine Mutter wird sich nicht dumm und unvorsichtig verhalten und mich allein lassen. Niemals.

Mutterseelenallein im Wald.

Jede Nacht hat mir meine Mutter stundenlang vorgelesen. Bis ich selbst lesen gelernt habe, hat sie mir immer wieder vorgelesen.

»Auf der ganzen Welt gibt es kein englisches oder türkisches Kinderbuch mehr, das ich dir noch nicht vorgelesen habe.«

Aber *Bambi* ist anders. Es ist unser BUCH DER ZEICHEN. Manchmal schlagen wir sogar irgendeine Seite auf, schauen uns eine der Zeilen an, die wir in uns bewahren, und erkennen, ob unsere Zeit gekommen ist. Zeit, den ALT GEWORDENEN ORT ZU verlassen.

Die Gefahren in *Bambi* gleichen denjenigen, denen wir ausgesetzt sind: Jede von ihnen ist ein Zeichen.

Mein Kopf liegt auf der Schulter meiner Mutter oder – wenn ich sehr müde bin – in ihrem Schoß; nie werde ich die ersten Seiten von *Bambi* vergessen. Gebannt lausche ich meiner Mutter. Meine Mutter liest mit ihrer kratzigen Stimme vor. Zwischendurch wird sie innehalten und etwas Wasser trinken. Manchmal wird sie sich auch eine Pastille in den Mund stecken, um ihre Kehle geschmeidig zu machen.

Meine Mutter raucht seit ihrer Kindheit. Ihre Kehle und ihre Lunge seien am Ende, sagt sie.

»Ich hatte keine andere Wahl. Als ich angefangen habe zu rauchen, war ich noch sehr jung. Ich habe mich den Zigaretten ergeben. Sie sollten mich trösten, mich ablenken.«

Aber weshalb hatte meine Mutter keine Wahl? Was hat sie erlebt? Wer ist ihre Mutter, meine Großmutter?

Meine Mutter liest. Noch heute habe ich ihre Stimme im Ohr.

»Er kam mitten im Dickicht zur Welt, in einer jener kleinen, verborgenen Stuben des Waldes, die scheinbar nach allen Sei-

ten offen stehen, die aber doch von allen Seiten umschirmt sind.

Es war denn auch nur wenig Platz da, knapp genug für ihn und seine Mutter.

Hier stand er nun, schwankte bedenklich auf seinen dünnen Beinen, blickte mit trüben Augen, die nichts sahen, blöd vor sich hin, ließ den Kopf hängen, zitterte sehr und war noch ganz betäubt.

›Was für ein schönes Kind!‹, rief die Elster.«

Hier wird meine Mutter stets innehalten, mir ins Gesicht schauen und sagen: »Genau das haben die Ärzte und Schwestern gerufen, als sie dich sahen.«

Jedes Mal wird sie das sagen.

Waren wir denn sogar im Krankenhaus allein, Mama? War niemand bei uns? Waren wir immer schon allein? Von Anfang an?

Ich werde nicht fragen.

Meine Mutter erträgt solche Fragen nicht.

»Bitte, mein Baby, zwing mich nicht zum Rückzug. Bitte.«

So etwas habe ich vielleicht gemacht, als ich noch klein war. Falsche Fragen gestellt. Meine Mutter nicht richtig verstanden.

Es gibt eben solche Sachen. Fragen, die man unter keinen Umständen stellen darf. Themen, die man nicht ansprechen darf.

Einmal haben wir in der Zeitung das Bild eines Fuchswelpen gesehen, den seine Mutter verlassen hatte.

Er hatte seine kleinen Augen aufgesperrt und schaute. Ob es nicht vielleicht irgendjemanden gäbe, dem er vertrauen könnte. Er war darauf angewiesen.

Meine Mutter kam tagelang nicht von dem Foto los. Sie schnitt es aus und steckte es an eine Ecke des Spiegels.

»Seine Mutter hat ihn verlassen. Jetzt kümmern sich Menschen um den Fuchs. Und er gewöhnt sich an sie. Wie bitter!«

Meistens kaufen wir ohnehin keine Zeitung. Darum und aus anderen Gründen.

Meine Mutter möchte keinerlei Nachrichten über ihre Bekannten lesen. Sie muss ziemlich prominent gewesen sein, meine Mutter. Oder zumindest ihre Familie. Warum sollte sie sonst befürchten, dass sie ihr in der Zeitung über den Weg laufen könnten?

Aber meine Mutter hat mir beigebracht, keine unnötigen Fragen zu stellen.

Eigentlich mag meine Mutter es, wenn ich frage. Nur Fragen, die sie zum Rückzug zwingen, darf ich nicht stellen.

Nach einem Rückzug ist meine Mutter immer sehr geschwächt. Sie kann uns nicht mehr verteidigen. Den anderen keine Lektion mehr erteilen.

Dann können sie uns jagen.

»Ich bin mir sicher, dass sie noch immer wie die Spürhunde hinter uns her sind«, sagt meine Mutter.

Gerade wenn es so scheint, als wären wir sie los, als hätten sie uns vergessen ...

»Sie vergessen niemals. Deshalb darf auch ich nicht vergessen.«

Wir können uns nicht auf ihre Vergesslichkeit verlassen. So wie wir ihnen auch sonst in keinerlei Hinsicht vertrauen können.

Bei einem Rückzug müssen wir, um nicht gejagt und gefasst zu werden, stets auf der Hut sein, vorsichtig und argwöhnisch.

Und so sehr ich mich auch vorsehe – meine Mutter kann vollkommen unverhofft den Rückzug antreten. Vor meinen Augen zieht sie sich in ihr Inneres zurück.

Wenn meine Mutter sich tief in sich zurückgezogen hat, müssen wir uns verstecken und versuchen, keinerlei Aufmerksamkeit zu erregen.

Denn in JENEN MOMENTEN ist meine Mutter nicht in der Lage, uns zu verteidigen.

Ich brauche nichts zu tun.

Im Gegenteil, ich darf nichts tun, nichts sehen, nichts hören.

»Ich darf dich mit alledem nicht belasten«, sagt meine Mutter.

Sie will so sehr, dass ich nicht wie sie werde; ich begreife es einfach nicht.

Warum nur soll ich nicht wie sie werden? Meine Mutter ist so schön. Sie ist vollkommen.

Aber ich habe nicht das Recht, wie sie zu werden.

»Es ist alles wegen meiner Vergangenheit.«

Meine Mutter hat eine unaussprechliche, furchtbare Vergangenheit. Sehr, sehr furchtbar.

Meine ist anders.

Meine Vergangenheit ist rein und glänzend. Genau wie meine Zukunft.

Meine Mutter sagt das. In meiner Vergangenheit gibt es niemanden außer ihr.

Genau wie in meiner Zukunft.

Deshalb bin ich glücklich.

Meine Mutter wird nicht erlegt werden wie Bambis Mutter. Und ich werde niemals allein sein.

Ich bin nicht Bambi, auch wenn meine Mutter manchmal »Mein Bambi« zu mir sagt.

Im Wald ist meine Mutter immer bei mir. Wie schön!

Die Zeit im Hotel

Im Hotel vergeht die Zeit schnell.

»Im Hotel vergeht die Zeit schnell. Schneller, als sie anderswo vergeht«, sagt meine Mutter.

Manchmal ist es auch genau umgekehrt.

Da will die Zeit im Hotel einfach nicht vergehen.

Dann ersticken wir fast vor Langeweile. Weil die Zeit im Hotel nicht vergeht.

In so einem Moment wissen wir, dass wir fliehen müssen.

Weg aus dem Hotel, in dem wir wohnen. Weg von jenem NEUEN ORT, der von nun an zum ALTEN ORT geworden ist.

Als wir kamen, war er noch neu, war noch der NEUE ORT. Selbst wenn wir vorher schon einmal dort waren.

Manchmal machen wir das. Kommen an einen Ort zurück, an dem wir uns bereits mehr oder weniger lang aufgehalten hatten und mit dem wir eigentlich fertig waren.

Als kämen wir zum ersten Mal.

»Hier waren wir noch nie. Wir sind das erste Mal hier. Jedes Mal, wenn wir irgendwo hinkommen, ist es das erste Mal. Immer ist es ein Ort, an den wir zum ersten Mal kommen«, sagt meine Mutter.

Bis wir mit ihm fertig sind und fortgehen.

Meine Mutter sagt: »Bis wir ihn aufgezehrt haben. Wir haben diesen Ort aufgezehrt.«

Dann verlassen wir diesen Ort. Einerlei, wie viel Uhr es gerade ist.

Wir können am Busbahnhof warten, am Bahnhof, an der Schiffsanlegestelle oder am Flughafen: auf den Morgen und auf das, was uns so schnell wie möglich von dem Ort wegbringt, den wir aufgezehrt haben.

Wenn es an der Zeit ist, das Hotel zu verlassen – meine Mutter hat dafür eine INNERE UHR –, müssen wir alles stehen und liegen lassen.

Auf Uhrzeiten, Fahrkarten und Fahrpläne können wir keine Rücksicht nehmen.

In solchen Momenten sagt meine Mutter: »Die Uhr tickt.« Es sei genau wie das Ticken einer Zeitbombe. Die jeden Moment explodieren und in Stücke gerissen werden könne, und jedes Stück werde an eine andere Stelle geschleudert.

Weil meine Mutter so fühlt und spricht, fühle ich auch so. Gemeinsam mit ihr.

Meine Mutter und ich sind allein. Wir haben sonst niemanden.

Hatten wir nie und werden wir nie haben.

Meine Mutter mag dieses Wort nicht und möchte nicht, dass ich es verwende.

»Wir sind nicht allein«, sagt sie. »Hör bloß auf, mit diesem hässlichen Wort zu liebäugeln. Du und ich, wir sind eine Einheit.«

So sagt es meine Mutter eigentlich nicht.

Sie sagt es auf Englisch: »We are a unit. We are the MOON UNIT.«

MONDEINHEIT nennt sie uns.

Das ist witzig.

Aber wenn meine Mutter englisch spricht, ist das nicht so witzig. Manchmal spricht meine Mutter englisch. Oder mischt Englisch in ihr Türkisch.

Wenn sie sich aufregt und dem MÄDCHEN AN DER REZEPTION, dem AUSHILFSKELLNER, dem POOLBOY, dem HOTELDIREKTOR oder dem REISEBÜRO eine Lektion erteilen muss.

Da sich unser Leben in Hotels abspielt, muss sie sich manchmal mit den HOTELMENSCHEN oder den REISEMENSCHEN streiten. Ihnen eine Lektion erteilen.

Sie zwingen sie dazu. Denn sie tun sehr hässliche Dinge.

Sehr, sehr hässliche Dinge. Wirklich.

Und dann muss meine Mutter uns eben verteidigen.

»Es muss sein«, sagt meine Mutter. »Wenn sie mich doch nur nicht dazu zwingen würden, ihnen eine Lektion zu erteilen.«

»Mach deine Augen und Ohren ganz fest zu, mein Baby, so wie ich es dir beigebracht habe. Ich muss uns jetzt verteidigen.«

Ich kann meine Augen und Ohren sogar dann verschließen, wenn sie eigentlich offen stehen. Weil meine Mutter es so will und es sein muss.

Das habe ich gelernt.

Wenn meine Mutter dann zum VERTEIDIGUNGSFLUG ansetzt, bzw. währenddessen, und ich meine Knöpfe noch nicht alle zumachen konnte, höre ich sie zu einer verbalen Attacke ausholen, wobei sie englische Wörter in ihr Türkisch mischt.

Das bringt den GEGNER meist völlig aus dem Konzept. Denn dann wird das, was meine Mutter sagt, vollkommen konfus. Vollkommen unverständlich.

»Bei einer Attacke mobilisiere ich alle Möglichkeiten beider Sprachen«, sagt meine Mutter.

Trotzdem möchte ich nicht, dass meine Mutter beim Sprechen so viele englische Wörter untermischt. Wenn wir hier sind, soll sie nur türkisch sprechen.

Ohnehin sind wir ja in letzter Zeit immer in der Türkei. Und Türken sind wir außerdem. Aber meine Mutter sagt »die Türken« anstelle von »die anderen«.

»So sind die Türken eben«, sagt sie und kneift die Augen zusammen.

Wenn ich dann sage: »Ja, und wir, Mama?« – denn meine

Mutter und ich, wir sind doch auch Türken, nicht wahr? –, dann will meine Mutter mir keine Antwort geben. Sie erwartet, dass ich es verstehe.

Und ich verstehe es.

Wir sind eine Einheit: die MONDEINHEIT.

Auch den anderen Menschen gibt meine Mutter Namen, wie es ihr gefällt. »Die Türken« nennt sie sie. »Die miese Meute. Die falschen Fünfziger, die Spießbürger.«

In Hotels vergeht die Zeit schnell.

Meine Mutter wollte von Anfang an, dass ich daran glaube: daran, dass die Zeit in Hotels schnell vergeht.

Daran, dass es am besten, am schönsten, dass es richtig ist, in Hotels zu leben.

»So ist es am besten«, sagt meine Mutter oft. »Es ist richtig. Dass ich mit dir in Hotels lebe, ist genau das Richtige.«

Manchmal fließt die Zeit träge dahin.

Verwandelt sich in eine klebrige Masse.

Klebt an unseren Seelen, schlägt ihre Klauen hinein.

Ich merke das an meiner Mutter. In JENEN MOMENTEN geht es ihr sehr schlecht. Sie hat Mühe zu atmen.

Stundenlang spricht sie kein Wort. Tagelang.

Ihr Gesicht wird ganz schwarz vor Traurigkeit. Oder gelblich. Gelbschwarz.

»Ich bin schwarz vor Nervosität«, sagt meine Mutter. »Vor Traurigkeit, vor Verzweiflung. Aber das geht vorbei. Mach dir keine Sorgen, mein Bambi.«

Mühsam bringt sie das hervor. Erwartet, dass ich es verstehe.

Und ich verstehe es ja auch.

In meinem Leben gibt es niemanden außer meiner Mutter. Wenn ich das nicht verstehe, was sonst sollte ich verstehen? Und was sonst sollte ich tun?

Ich lese, ich schreibe und ich verstehe meine Mutter. Und dann gibt es da noch das Schwimmen, in dem ich perfekt sein muss.

Aber sogar wenn die Zeit im Hotel sich träge und klebrig dahinzieht und uns fast erstickt, möchte meine Mutter manchmal, dass wir noch bleiben.

Dort, wo wir sind.

In dem Hotel, in dem wir wohnen.

Sie muss ihre INNERE UHR bezwingen. Sonst könne ihre INNERE UHR sie bezwingen.

»Eine Art Erziehungsmaßnahme.«

Wenn meine Mutter ihre INNERE UHR nicht erziehen würde – ihre INNERE UHR sei ein schwerer Fall –, dann könne sie meine Mutter zugrunde richten. Das heißt uns.

Meine Mutter hat große Angst, zugrunde zu gehen. Nur davor fürchtet sie sich: davor, zugrunde zu gehen.

Und wenn meine Mutter zugrunde geht, wer kümmert sich dann um mich?

Wer beschützt mich und steht mir bei? Wer plant unsere Flucht? Als MONDEINHEIT müssen wir doch immerzu fliehen.

Aufeinander aufpassen. Einander beschützen.

Wenn ich stets auf meine Mutter aufpasse und sie beschütze, wenn ich sie jederzeit verstehe, dann können wir am Leben bleiben.

»Niemand kann uns dann etwas anhaben. Niemand bekommt uns zu fassen«, sagt meine Mutter.

Von außen betrachtet, mag unser Leben seltsam erscheinen. Aber das ist es nicht.

Denn wir stecken darin.

Außerdem haben wir keine andere Wahl. Nur wir wissen, dass wir keine andere Wahl haben.

Zwar haben wir keine andere Wahl, aber das ist nicht
schlimm.

Es geht uns gut.

Der immer gleiche Traum

Meine Mutter erwacht manchmal mit SCHWEREM HERZEN.

Wenn sie schlecht geträumt hat.

Oder aber es braucht gar keine Träume und diese SCHWERMUTPHASE, die so schwer zu ertragen sei, ist einfach da.

»Es tut mir leid, mein Baby«, sagt sie oft. »Heute kann ich nicht in den Tag starten.«

In solchen Momenten kann meine Mutter nicht in den Tag starten, kann ihn nicht fortsetzen, will, dass der Tag einfach verschwindet.

Sie lässt mich die Vorhänge nicht öffnen.

Sie will, dass ich allein frühstücke, schwimme, laufe. Will, dass ich das, was wir an jenem Tag tun müssen, allein mache und dann zurück in unser Zimmer komme.

An solchen Tagen isst meine Mutter nichts. Sie trinkt nicht einmal genug Wasser. Ihr stecken Dornen in der Kehle, sagt sie. Asphalt in der Brust.

»Lass uns nicht reden, mein Baby. Lass uns den heutigen Tag still hinter uns bringen, sodass er schnell vorbeigeht. Morgen, das verspreche ich dir, wird es nicht mehr so sein. Morgen wird es mir gut gehen. Ich werde den ganzen Tag von Anfang bis Ende mit dir durchstehen. Mein Herz wird mich nicht hinunterziehen. Mich nicht im Erdboden versinken lassen.«

Doch sie muss das alles gar nicht sagen.

In den SCHWERMUTPHASEN ist das alles schon gesagt worden. Hat sich angesammelt, aufgehäuft. Ich kann es komplett auswendig.

Sie bekommt nur mühsam einen Teil davon heraus. Die Worte stechen ihr in die Kehle. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.